

ringen die „persönliche Armut nicht die Grundlage der gemeinschaftlichen Lebensform der ersten nachweisbaren Beginnen war“ (S. 159) und die thüringischen Beginnen nicht zwingend dem Hospitaldienst verpflichtet waren, sie aber wie in Lüttich eine stadtspezifische Form weiblichen religiösen Lebens verkörperten.

Im II. Kapitel widmet sich der Verfasser dem Beginnenwesen im 14. Jahrhundert, ausgehend von den Beschlüssen des Konzils von Vienne und deren Auswirkungen auf die Beginnen in Straßburg sowie in ausgewählten deutschen, niederländischen und belgischen Diözesen (Teil A, S. 171–314). Dabei zeigt er für die Beginnen in Thüringen überzeugend, dass diese in die gesellschaftliche und kirchliche Ordnung integriert waren und trotz fehlender Ordenszugehörigkeit weder unter Häresieverdacht standen noch inquisitorische Maßnahmen gegen sie eingeleitet wurden. Ausgehend vom Häresieprozess gegen Margarete Porete im Jahr 1310, analysiert der Verfasser das Verhältnis von Beginnen und Inquisition in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (B, S. 315–403) und an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert (C, S. 403–434). Er konstatiert erst ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit der päpstlich autorisierten Inquisition eine nachweisbare Beginnenverfolgung. In der exemplarischen Darstellung des inquisitorischen Vorgehens gegen die thüringischen Beginnen kann er zeigen, dass die Umsetzung der Inquisition stark von der jeweiligen städtischen Führungsgruppe abhängig war und trotz der päpstlichen Bullen die lokale Überlieferung oft kein Vorgehen gegen Beginnenengemeinschaften bezeugt.

Zur Diskussion regen in diesem Kapitel einige, aus der Zusammenschau von lokalen und päpstlich-kaiserlichen Quellen gewonnene Neubewertungen des Verfassers an: So vertritt Voigt die These, dass sich die Bestimmungen des Konzils von Vienne nicht auf die Lebensform der Beginnen bezogen (S. 441) und in den deutschen Diözesen östlich des Rheins Beginnen zunächst weder verfolgt wurden noch unter Häresieverdacht standen. In diesem Kontext bewertet der Verfasser auch den Basler Beginnenstreit als einen singulären, lokalen Konflikt (446). Das als Exkurs überschriebene III. Kapitel skizziert abschließend die „Umwandlung von Beginnenengemeinschaften in Tertiariengemeinschaften im Zuge der Ausbreitung der franziskanischen Observanzbewegung“ (S. 427–434).

Die Ergebnisse der detaillierten, quellenreichen Studie werden abschließend zusammengefasst präsentiert (S. 435–447), wobei

hier die Formulierung, dass die Arbeit „neue Akzente“ (S. 437) setze, besser gefällt als die starke Betonung des Neuheitswerts der Studie im „Kontrast zur bisherigen Forschung“ (S. 413). Ein Abkürzungsverzeichnis (S. 449–451), das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 453–510) und ein sorgfältig erstelltes Orts- und Personenregister (S. 511–521) beschließen die Arbeit.

Das Vorhaben des Verfassers, auf Basis urkundlicher Quellen die „Genese des Beginnenwesens und seiner Integration in das spätmittelalterliche Kirchensystem“ (S. 436) zu untersuchen, ist im Blick auf Thüringen gelungen. Die Arbeit zeugt, über die Analyse der thüringischen Frauenfrömmigkeit hinaus, von umfassender Quellenkenntnis und gibt auch neue Impulse im Blick auf die Entstehung und Ausdifferenzierung der weiblichen *vita religiosa* nördlich der Alpen, die die zukünftige Forschung nicht übergehen kann.

Gießen

Ulrike Treusch

Alex J. Novikoff: *The Medieval Culture of Disputation. Pedagogy, Practice, and Performance*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2013, 336 S., ISBN 978-0-8122-4538-7.

Es ist verdienstvoll, dass Alex J. Novikoff in seiner 2007 eingereichten und nun maßgeblich erweiterten Dissertation, die Aufmerksamkeit auf eine der zentralen Praktiken hochmittelalterlicher Wissenskultur, auf die „scholastische Methode“ lenkt. Ausgangspunkt seiner Hypothese bildet die in der Forschung stets betonte Verbindung von Dialog und Disputation als „defining feature of intellectual life“ (u. a. Martin Grabmann, Richard W. Hunt, James Murphy, Constant J. Mews). Ziel ist es, der „diffusion and evolution of scholastic method itself“ (S. 3) mittels ihrer konkreten Ausprägungen im Hochmittelalter in einer Mischung aus Entwicklungs- und Ideengeschichte nachzugehen, um eine „cultural history of dialogue and disputation“ (S. 2) zu schreiben. Die Studie versucht dies durch eine Sequenz von Einzelfällen, die als Verkörperungen des nicht näher erläuterten scholastischen Prinzips verstanden werden. Dabei begreift er sein Untersuchungsobjekt – er verwendet „dialogue“, „scholastic argumentation“, „scholasticism“, „debate“, „disputatio“ weitgehend synonym und austauschbar – als überzeitlich wirksame kulturelle Idee. Auf diese Weise bewegt sich die Analyse immer zwischen zwei Polen: dem Vermerken einer allgemein-kulturellen Konstante des Disputierens und der Einordnung

von Textzeugnissen in eine idealtypische Entwicklung. Die Wurzeln des Debatten-Prinzips liegen nach Novikoff in den spätantiken Dialogen (Kap. 1), hätten über das Lehrgespräch des Magisters mit seinen Schülern eine Weiterentwicklung erfahren (Kap. 2) und mittels der polemischen Dialoge des 12. Jahrhunderts ihren letzten Schliff erhalten (Kap. 3), um schließlich in den institutionalisierten Disputationen der Universitäten zur Vollendung zu gelangen (Kap. 5). Novikoff folgt in seiner chronologisch strukturierten Argumentation diesem Prinzip einer „medieval culture of disputation“, die selbsterklärend mit ihrer „normative practice“ und „cultural logic“ eine unentrinnbare, universale Geltungskraft, einen „impact beyond the academic environment“ (S. 1, 228) entfaltet habe, und die sich schließlich in Musik, Poesie und Theaterstücken der volkssprachlichen Literatur wie auch in der entstehenden „public sphere“ niederschlug (Kap. 4 und Kap. 6). Der entwicklungsgeschichtliche Ansatz muss zu einer Abwertung frühmittelalterlicher Dialoge sowie der dort präsentierten Wissenschaftskonzepte – etwa Johannes Scotus Eriugena – führen.

Die Auswahl des untersuchten Textcorpus reicht von Anselm von Canterbury bis zu den jüdisch-christlichen Disputationen des 13. Jahrhunderts, wobei die im Hochmittelalter weit verbreiteten *Adversus Iudaeos*-Dialoge einen dezidierten Schwerpunkt im gesamten Argumentationsverlauf bilden (S. 15 ff., S. 88 ff., v. a. S. 172–221). Die Gründe für die Wahl des jeweiligen Beispiels werden jedoch nicht analytisch begründet. Eine weitere Schwäche der Hypothesen ergibt sich daraus, dass ein Großteil der Wissensliteratur, vor allem zu Sentenzen und Sophismata, deren Gestaltungsprinzipien für eine Universalgeschichte der scholastischen Methode unabdinglich wären – schlichtweg nicht herangezogen wird. Man vermisst in dieser universal gedachten und mit viel Verve vorgetragenen Analyse nicht nur eine Diskussion der komplexen Textformbestimmung und Gebrauchsweisen von Dialogen und von akademischen Disputationen. Dabei bleibt letztlich die Leitfrage offen, worin konkret der Zusammenhang zwischen Dialogen und Disputationen neben der evozierten, aber nie an den Texten selbst diskutierten Kohärenz scholastischen Argumentierens tatsächlich liegt.

Zwar stellt Novikoff in der Einleitung die Frage nach dem Zusammenhang von kulturellem Ort der Dialoge und schulischer Praxis, doch geht er im Verlaufe der Arbeit weder auf die jeweilige Argumentationstechnik

der besprochenen Quellen, ihre epistemologischen, grammatikalischen oder wissensorganisatorischen Grundlagen noch auf die in ihnen aufgerufenen christologischen, juristischen oder disziplinären Diskurse ein. Dabei bleibt er weit hinter den terminologischen Differenzierungen des Phänomens „Disputatio“ durch Olga Weijers zurück (etwa Dies., *Quelques observations sur les divers emplois du terme disputatio*, in: J.-F. Meirinhos (Hg.), *Itinéraires de la raison. Études de philosophie médiévale offertes à Maria Cândida Pacheco*, Louvain-La-Neuve 2005, S. 35–48 oder Dies., *De la joute dialectique à la dispute scolastique*, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 143 [1999], S. 509–518). Zudem berücksichtigt die Analyse weder kontextuelle oder formale Besonderheiten (vgl. Carmen Cardelle de Hartmann, Mia Münster-Swendson, Cédric Giraud) noch methodische Eigenheiten seines Textfundus (Peter von Moos, Mischa Perger, Klaus Jacobi). All dies führt dazu, dass historisch-kritische Kontextualisierungen weitgehend fehlen und offensichtliche interpretative Widersprüche in den herangezogenen Quellen homogenisiert und dem Wirken des überzeitlichen Debattenprinzips untergeordnet werden.

Berlin

Marika Bacsóka

Ralph J. Hexter/David Townsend (Hgg.): *The Oxford Handbook of Medieval Latin Literature*, Oxford – New York: Oxford University Press 2012, 672 S., ISBN 978-0-195394011.

Folgt man wissenschaftsgeschichtlichen Axiomen, so vergewissern sich Disziplinen durch Zeitschriften, Nachschlagewerke und Methodologien nicht nur ihrer Themen, sie grenzen sich von anderen Disziplinen ab und repräsentieren den erworbenen Grad an Professionalität innerhalb der „scientific community“. Welches „Self-Fashioning“ der mittelalterlichen Philologie verfolgen die Herausgeber Ralph J. Hexter (University of California) und David Townsend (University of Toronto) innerhalb des nun erschienen „Oxford Handbook of Medieval Latin Literature“? Erfreulicherweise gehen sie mit dem Handbuch über einen konventionellen Aufbau hinaus, der allein auf Standardisierung und Vergewisserung von (Wissens-)Beständen ausgerichtet gewesen wäre. Sie reflektieren in den programmatischen Eröffnungskapiteln „Framing the Field: Problematics and Provocations“ (S. 1–44) den prekären Standort ihres Faches: Institutionell schwach verortet, meist zwischen Fakultäten einge-